

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 283.

Samstag, 15. Oktober

1932.



durch die Liebe

ROMAN VON FEODOR VON ZOBELTITZ

10. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Ja, Sixtus“, sagte Grittie, „und in der Hoffnung, auf euern Beistand hat ich euch zu mir...“ Sie schob an ihren Fingerringen, sie war im Augenblick arg verlegen, aber die Verlegenheit kämpfte doch schon wieder mit dem wiederkehrenden Lächeln ihrer Mädchenzeit, das immer ein Abglanz ihrer rasch wechselnden Empfindungen war. „...hat ich euch zu mir“, sagte sie noch einmal, „und ich will euch gestehen, daß ich schon nahe daran war, die Einladung rückgängig zu machen. Ich überlegte: Es handelt sich doch — alle Wetter! — um eine gewichtige Lebensfrage für mich, eine höchst ernste Angelegenheit, und da schob sich denn plötzlich der ängstliche Gedanke vor, daß euch die ganze dumme Geschichte beinahe spaßhaft vorkommen könne. Es ist aber, weiß Gott, kein Spaß — es kann nur den Eindruck machen —, wie oft mißt sich selbst in das Allerernsteste ein komischer, ein komischer Beifall...“ Sie atmete auf. „Ich rede konfus, ich muß mich erst sammeln“, sagte sie.

„Du sprichst ganz klar“, rief Caylus ihr zu, „komm nur zur Sache. Oder darfst du für dich sprechen?“ In deinem Sinne — ich fühle ihn.“

„Dante, Sixtus! Ich komme schon allein über mich hinaus — über eine alberne Furcht — ah bah, falsch verstehen werdet ihr mich ja nicht! — und wenn ihr mich auslacht, ich nehm's auch nicht übel. Es ist so: Es ist mir ein fürchterlicher Gedanke, die Frau eines Wildfremden zu werden. Begreiflich, nicht wahr? Ich bin nicht mehr jung genug zu einem zweifelhaften Vergnügen. Aber wir kennen uns, wir waren schon Mann und Weib, haben uns angehört, sind Freunde geblieben. Also kurzum — Schlusfrage: Will einer von euch es noch einmal mit mir versuchen? Es könnte eine so verständige, eine so vernünftige Ehe werden, wie mein Vater sie wünscht. Wir übernehmen den Erlenhof, das ist Vorbedingung. Aber wir werden uns nicht unter den Geklerhut beugen — wir werden...“

Da brach ihre Stimme, ein paar Tränen kullerten ihr über die Wangen, sie rang nach Atem. „Einen Moment“, bat sie, „ich fasse mich schon wieder...“ Sie wuschte über ihr nasses Gesicht.

Caylus erhob sich. „Tu mir den Gefallen, Grittie“, sagte er, „und beruhige dich. Die Sache ist garnicht der Aufregung wert. Ich erkläre hiermit, daß ich mich glücklich schätzen würde, an das immerhin nicht unfrohliche Ende unserer paar Ewochen einen noch fröhlicheren neuen Anfang zu knüpfen. Warum haben wir uns damals getrennt? Weil ich nach Yokohama wollte und du wolltest nach San Franzisko. Und weil wir damals glaubten, wir störten uns permanent gegenseitig. Das würde künftighin wegfallen. Ich bin der Hauptsache Landschafter, da paßt mir der Erlenhof gerade. Meine Spezialität wird die Schweizer Landschaft werden. In das Landwirtschaftliche müßte ich mich freilich erst hin-

einknien, das Interesse für Viehzucht hat sich bisher auf meinen Hund Sohnemann beschränkt, aber ich bin davon überzeugt, daß ich bei meiner Intelligenz auch mit dem Viehzeug auf den Almern fertig werde. Was sonst noch? Ja — der Namenswechsel. Ohne weiteres einverstanden und ganz nach Belieben — wie es sich gezeigelt machen läßt. In meinem eigenen Geschlecht sind derlei Namensübertragungen gang und gebe gewesen — und daß sich so etwas auch in der Schweiz ermöglichen läßt, beweist schon unser Freund Charles von Bürgli aus dem Hause Schmidt. Endlich letztes Bedenken: der alte Herr. Für Originale seiner Art habe ich immer tausendmal mehr übrig gehabt als für Menschen aus der großen Vitrine. Ich werde mich ausgezeichnet mit ihm vertragen — so gut, kann ich dir sagen, daß wir ihn schließlich um den Finger wickeln werden. Grittie, ich betrachte deine Angelegenheit in mir günstigem Sinne als erledigt und bitte nur noch, deine Hand küssen zu dürfen, um die ich hiermit von neuem werbe.“

Er wandte sich Grittie zu, aber Bürgli hielt ihn zurück.

„Du erlaubst wohl, Caylus“, sagte er, „daß ich nach deiner längeren Rede mich auch zum Wort melde. Sei so gut und setz dich vorläufig wieder hin! Dein Herr Vater, Grittie, wünscht sich in erster Linie einen geborenen Schweizer als neuen Schwiegersohn. Ein okulierter würde erst zu zweit in Frage kommen. Caylus wies — übrigens ohne ironische Betonung — darauf hin, daß ich dem Hause Schmidt entstamme, und daß der Adelsname Bürgli erst durch Anheirat dazukam. Aber auch die Schmidt waren ein altpatrizisches Geschlecht aus dem Kanton Appenzell. Wir sind also Schweizer durch und durch, und man wird mir demzufolge nicht die Berechtigung absprechen können, daß ich nach den Bestimmungen des Herrn von Erlau — sozusagen die Vorhand habe unter den Freiern...“ Grittie, ich frage wie Caylus: Warum gingen wir seinerzeit auseinander? Weil die Ruhelosigkeit dir im Blute liege, schriebst du mir damals, weil du nicht für die Ehe geschaffen seist. Jetzt tritt ein Zwang hinzu — aber ist es noch ein Zwang? Doch nur im Sinne eines Nachtworts deines Vaters. Innerlich hast du dich genau so gewandelt wie er. Sei wahrhaftig, Grittie: Spürst nicht auch du nach der Heiligung deiner freien Jahre eine leichte Müdigkeit? Du fürchtest, dein Vater könnte dir den letzten Rest an Lebensfreude nehmen. Nein — ich würde für deine Freiheit bürgen — gerade, weil ich mit deinem Vater fühle. Es ist keine Daseinsbeengung, wenn er den verständlichen Wunsch hat, sein Schweizer Erbe in treue Hände zu legen. Er will, daß du es an der Seite eines rechtschaffenen Mannes verwalten lernst, zunächst für Jutta. Ach, Grittie, was bangst du um deine Freiheit! Und mißversteh mich nicht, wenn ich hinzufüge: Was sorgst du dich um das verdammte Geld? Ich bin wohlhabend genug, um keinen Rappen Mitgift von deinem

Vater zu beanspruchen. Aber das Erbe, das Schweizer Erbe, das soll und darf dir nicht entgehen — und wie glücklich würde ich sein, die langweilige Politik abstreifen zu können, um dir dies Erbe sichern zu helfen. . . .“ Er war bisher sitzengelieben, hatte aber lebhaft gesprochen. Nun erhob er sich, zupfte an seinem Rock und wurde feierlich, das sah nicht übel aus. Er wurde wieder zum Diplomaten, der immer das rechte Schlusswort zu einer wichtigen Tagung findet. . . . „Ich nehme die Konkurrenz mit Caylus an“, sagte er, „weil ich Schweizer bin — und dich lieb habe wie einst. . . .“

Das sprach er sehr einfach, es klang gut und ehrlich. Dann nahm er wieder Platz, schaute indes nicht Grittie an, sondern warf einen Blick auf Caylus, der zu sagen schien: Du wirst mir ja nicht böse sein, lieber Junge. . . . Das war Sixtus sichtlich nicht, er gab nur einen ähnlichen Blick zurück, der zum Ausdruck bringen konnte: Bleib mir gewogen, mein Junge, wollen sehn, wer gewinnt. . . . Noch ein anderer Blick flog hastend und tastend und in gedachter Schalkheit über den Tisch, im Kreise, traf Bürgli, Caylus und zuletzt auch Grittie, und vielleicht hätte Jutta mit ihrem feinen Spürsinn in ihm lesen können: Nun hat sie ja wieder einmal ihr glückliches Unentschieden. . . .

Aber Grittie schaute nicht vom Tische auf. Sie hatte den Kopf gelenkt. Ein unbekanntes zartes Gefühl von Nührung regte sich in ihr. Es waren doch liebe Menschen, die beiden — und gerade, da sie das dachte, fiel ihr ein: Warum sagt der Dritte so gar nichts? — Und nun kam wieder der Blick, von unten nach oben, ohne Hebung des Kopfes, doch Döhler spürte ihn sofort. Er zog die Hand Gritties an seine Lippen und sagte:

„Ich bin leider zu alt geworden, um mich an dem Unternehmen zu beteiligen. Aber ich wünsche dir Glück — du hast ja die Auswahl.“

„Die Auswahl“, rief Grittie und lachte mit strahlender Miene und winkte über die Tafel! „Ich danke euch, danke dir, Sixtus, danke dir, Charles! Ich bin keine Gräfin Gleichen, sonst hätte ich jedem von euch eine Hand gegeben — und wen soll ich wählen? Immerhin, die Qual der Wahl wird ja erst kommen, ich habe noch ein Jahr vor mir, vorläufig bin ich gesichert — und der alte Herr auf dem Erlenhof kann ruhig schlafen gehn. . . .“ Ein Hauch von Nachdenken stäubte über ihr Gesicht. . . .

„In einem Jahr kann auch Jutta schon verheiratet sein — was dann? Dann kann ihr Mann sich auf dem Erlenhof festsetzen und zwischen uns bleibt alles, wie es ist.“

„Es wäre schade“, sagte Caylus.

„Es wäre schmerzlich“, sagte Bürgli.

„Es wäre das beste“, sagte Döhler.

Grittie blieb in Laune. Die Empfindungen jagten sich immer bei ihr, wenn auch nie ohne Zielpunkt. Sie hatte reiflich überlegt, ob sie es überhaupt wagen könne, sich in ihrer Zwangslage an die Geschiedenen zu wenden. Es kam ihr in der Tat selbst fast „komisch“ vor — das hatte sie auch offenerherzig zugegeben. Aber die Männer kannten sie viel zu gut, um über ihre unvermutete Anfrage in Bestürzung zu geraten. Sie konnten die Sache von der heitern Seite auffassen, dann wurde sie stimmungsvoll begraben — es gab bei ihnen indes auch sicher noch Erinnerungen, die ein Zugreifen nicht unmöglich machten und Zweifelhafte mit anständiger Moral umkleideten. Es war keine unschöne Berechnung bei Grittie, o nein — der Vater befahl aus Zweckgründen ihre Wiederverheiratung, und sie mußte, mußte gehorchen, und da kehrten denn auch ihre Gedanken unwillkürlich zu den Männern von ehemals zurück, von denen sie wußte, daß noch Unvergessenes in ihnen lebte. Das wäre wirklich nur eine Rückkehr in die alten Verhältnisse gewesen, und da — weiß Gott! — war ihr der eine so lieb wie der andere, am liebsten der, der ein Kind von ihr besaß. Aber sie ahnte, daß Döhler auscheiden würde, bei ihm lag keine Klangverwandtschaft vor, höchstens ein freundschaftliches Fühlen in kühl-vernünftigen Grenzen.

Immerhin, es stand nun so, daß sie dem Vater befehlen konnte, sie füge sich seinen Anordnungen. Das war die Hauptsache und das vorläufige Ende eines un-

bequemen Denkprozesses. Alles weitere mußte die Zeit ergeben. Wenn sie heiraten wollte, brauchte sie heute noch nicht zu sagen, und schlug am Jahresende die Stunde der Entscheidung, so konnte der Vater sich nicht gegen ihre Wahl erklären, das war ausgeschlossen.

Sie drückte auf die elektrische Klingel. „Bringen Sie uns eine White Star“, befahl sie dem Diener und wandte sich an die Freunde zurück. „Nur zum Anstoßen — ich habe das Gefühl, als hätten wir ein schwieriges Exempel glücklich gelöst.“

„Noch nicht gelöst, Grittie“, rief Caylus, „das Endergebnat bringt erst die Zukunft.“

„Und bis dahin?“ fragte Bürgli.

„Bis dahin, mein lieber Charles“, antwortete Caylus triumphierend, „wirst du auf deinen Amtssessel in Paris zurückkehren, während ich als Freigeborener überall da sein werde, wo Grittie will, um — auf mein Liebespand aufzupassen.“

Sie lachte wieder. „Um Gottes willen“, rief sie, „streitet euch nicht jetzt schon! Wartet ab, bis es soweit ist. Dann will ich die Pythia ausforschen, oder die Sterne — und bis dahin — Charles, du fragst: „Bis dahin?“ — bis dahin werden wir Schweigen bewahren. Niemand darf etwas von unsrer Unterredung erfahren.“

„Vor allem Jutta nicht“, warf Döhler ein.

„Selbstverständlich!“, rief Caylus. Da erschien der Diener und setzte die Seltischen auf den Tisch und füllte sie.

„Stößt du nicht auch mit mir an, Luz?“ fragte Grittie und erhob ihr Glas.

„Ja, natürlich“, entgegnete Döhler, „dein Wohl, ewiges Kind, und alles Gute! Aber nun erlaube, daß ich gehe. Ich will noch Jutta addio sagen — zunächst bleibt sie ja in Wengen, da komme ich mal herüber. . . .“ Er hatte sich erhoben, küßte ihr die Hand und verabschiedete sich freundlich von Bürgli und Caylus.

Ein paar Augenblicke lang hätte Grittie nicht sprechen können. Es war wie eine plötzliche Lähmung, ein Aussetzen des Herzschlages oder eine Leere im Hirn, auch wie ein mattes Wehgefühl. Der eben hinausgegangen war, wollte zu seinem Kinde — aber ihr war als wollte er fort von ihr. Und dann rief sie mit kinderspielerischer Fröhlichkeit:

„Sixtus, rüd einen Platz höher! Und erzählt mir, wie es euch beiden ergangen ist in letzter Zeit. . . .“

Döhler wußte, wo die Zimmer Juttas lagen. Er klopfte an und trat ein. Auch die Mädchen saßen am Teetisch, und Jutta jubelte auf.

„Grüß Gott, Papa — komm, setz dich zu uns — wie verließ eure Gemeinsamkeit?“

„Harmlos, Kind — ein paar geschäftliche Fragen mußten geordnet werden, es ist nicht viel zu erzählen.“

„Und hast du mit Mutter schon meinewegs sprechen können? Papa, Gede will in Berlin auf die Kunstgewerbeschule. Das möchte ich auch, es gibt eine in Zürich. Ich zeichne ganz gut und habe Interesse für die Kunstindustrie. Stillitzen kann ich nicht, irgend etwas muß ich anfangen.“

(Fortsetzung folgt.)

Wenn die Traube reift.

Eidechsen flühen über Afermauern
Und überm Rainfarn gaulst Bläulingspiel . . .
Der Reinspad glüht . . . Gebräunte Schiffer lauern
Barfüßig hinter frisch geteertem Kiel.

Dem Strom enttauchen Sande, kahl und trocken,
Sonst überflutet, wo im schlaffen Wind
Auf einem Bein nun weiße Möwen hoden
Und trotz dem hellen Tag Geheimnis spinnt . . .

Verborgten im gezackten Nebenlaube,
Belauscht du Leben, das Gestein durchkreist,
Plötzlich durchsonnt die blind gewesene Traube,
Und das umrannte Land mit Süße speist . . .

Leo Sternberg

Die griechische Taverna.

Wer in Griechenland gewesen ist, allerdings nicht in der Großstadt, sondern auf dem Lande, und hat keine Taverna besucht, ist um ein Erlebnis ärmer nach Hause zurückgekehrt. In diesen ärmlichen Buden lebt noch ein Stück echter Romanistik. Hier kennt man keine Standesunterschiede, sondern jeder, der ein „Kalo Padi“, ein guter Kerl, ist, gehört zu dem Kreise der fröhlich vereinten Zecher. Der Grieche besitzt genug angeborenes Taktgefühl, um von sich aus nie einem Höherstehendem ungebührlich gegenüberzutreten. Ein Stud Kameradschaftlichkeit des alten Hellenentums, wird als unbewusste Tradition in diesen oft mehr als primitiven Orten gepflegt. Wer zimperlich ist, bleibe weg, denn zu sehen, wie die mehr oder weniger gepflegten Gestalten der Gäste, im Dunste der von Knoblauch und Zigaretten gewangerten Luft ihren in Zeitungspapier, sicher nicht letzten Datums, eingewickelten weißen Zigaretten füttern, ist für zarte Damenaugen und -nasen, nicht gerade ergötlich.

Die Taverna ist, wie das Kaffeneion, ein Platz für Männer. Voller Lob darf nicht unerwähnt bleiben, daß ich während dreieinhalb Jahren in Griechenland, nicht einen einzigen betrunkenen Griechen gesehen habe. Dafür sind mir aber später die angeheiterten Europäer um so mehr aufgefallen. Die Angewohnheit der Griechen, zum Trinken etwas zu essen, das sogenannte „Mäse“, Kleinigkeiten von gebratenem Fleisch, dicke Bohnen, „Kuliä“ genannt, oder Brotkrümchen, lassen Bacchus nur schwer Macht über den Menschen gewinnen.

Für den Ausländer kostet es natürlich eine große Selbstbeherrschung, diesen edlen und sagenhaft billigen Weinen zu widerstehen. Der Recina, der griechische Spezialwein, macht auf die Fremden den größten Eindruck. Er ist mit Harz versetzt und schmeckt derart bitter, daß ihn ohne Ausnahme jeder Neuling voll Ekel ausspuckt. Mit der Zeit aber, daran gewöhnt, möchte man ihn als gesunden Tafelwein nicht mehr missen. Einer der herrlichsten Weine ist der süße „Muskato“, der, dickflüssig ins Gläschen rinnend, die konzentrierte griechische Sonne, vereint mit dem köstlichsten Aroma darstellt. Die Griechen trinken ihn nur sehr sparsam, genießerisch schlürfend, aus ganz kleinen Gläsern, seine schlafbringende Wirkung, in großen Mengen genossen, kennend. Ist der Muskato hellbraun, so ist sein Verwandter, der „Mavro Daphni“, schwarzer Lorbeer, von dunkler Farbe, im Geschmack nicht so aromatisch, doch ebenfalls voll von Glut. In der Taverna trinkt man außer dem Recina, meistens den Rombolla. Man bestellt ihn „Ena alpro“ weiß oder „Ena mavro krasu“ = einen schwarzen Wein.

Mit der Taverna ist meist eine kleine Gartüchle verbunden, bestehend aus einem kleinen gemauerten Herd mit offenem Holzlochenfeuer, wo es für wenig Geld die federsten Sachen gibt, allerdings immer vorausgesetzt, daß man nicht empfindlich ist. Eine Lieblingsspeise ist der „Stordalia“, das Knoblauchgericht, das nach dem Genuß einen infernalischen Geruch hinterläßt, so daß derjenige, der davon gegessen hat, jedem Bekannten schon von weitem zurufen muß: Halt, ich habe Stordalia gegessen, komm mir nicht zu nahe. Sehr beliebt sind die Tintenfische, „Subjes“ genannt, und als Fastenpreise gekochte Polypen, welche vor dem Kochen erst stundenlang auf einem Stein geschlagen werden müssen, damit sie weich werden.

In der Taverna werden viele Stunden verbracht. Der Wein löst Herzen und Zungen, man singt und unterhält sich, und alle Anwesenden fühlen sich verbunden wie eine Familie. Wenn der byzantinische Waffels mit seinem tiefen Biss, den hellenistischen Demosthenes begleitet und der Stadoros, Michaelis und Evangelakis, Achilios, Sokratakis und Nestoras fallen mit ein, so sieht man die vergangenen Zeiten griechischer Kultur, Hellas und Byzanz, wieder am Auge vorübergleiten. Die griechischen Bauern und Fischer sind noch immer ein herrliches Volk, froh und frei und stolz und trotz ihrer Armut gastfreundlich und den Fremden in der höflichsten Weise entgegenkommend. Viele sind Analphabeten und trotzdem wissen sie, was in der Welt vorgeht, sind interessiert, hell und aufgeweckt. Wahrhaft homerische Überlieferungen erzählen sie mit der glaubwürdigsten Miene, selbst sich davon überzeugt. Heldentaten aus der Militärzeit und dem Kriege, kühne Jagderlebnisse und welche Riesenfische sie schon aus dem Meere gezogen haben. Es ist eine Freude, ihnen zuzuhören. Von ihrer Geschäftstüchtigkeit zeugt, daß man bei ihren Unterhaltungen immer von Zahlen sprechen hört. Riesensummen von englischen „Pira's“ und ihrer kleinen Schwester, der italienischen „Liretta“, schwirren durch die Luft. Realitäten mit Utopien vermischt. Die Fremden werden oft als Objekt dieser Geschäftstüchtigkeit angesehen. Doch nicht in bösem Sinne, wir sind arm, denken sie, und so kann uns der reiche Fremde auch was zutommen lassen. Denn, daß es auch arme Fremde gibt, können sie sich fast nicht vorstellen. Wer dagegen mit ihnen gut bekannt ist, kann seine gefüllte

Börse liegen lassen, und keiner wird etwas daraus nehmen. Freundschaft verpflichtet und bindet noch unter diesen von der Zivilisation weniger verdorbenen Menschen. Griechisches Volkstum unter dem heiteren blauen Himmel, und der griechische Wein sind nicht nur Begriffe, sind Erlebnis. Ohne Taverna wäre griechisches Leben nicht zu denken.

Adolf Baer.

Der Hut.

Von Hesse Jetterström.

Meine Frau und ich frühstückten neulich morgens mal zusammen, ein ernstes, stummes Frühstück, denn morgens ist man zu Scherzen nicht aufgelegt. Schweigend macht man sein Programm für die Taten des Tages.

Da sagte meine Frau:

„Ich wollte dich um etwas bitten. Ich brauche einen neuen Hut.“

„Weil es jetzt gerade vierzehn Tage her sind, daß du dir einen gekauft hast.“

„Ich habe mir seit dem Frühjahr keinen gekauft. Ich kann doch im Winter keinen Sommerhut tragen. Oder willst du das?“

„Ich habe nichts dagegen. Ich trage ja auch keinen besonderen Hut im Winter.“

„Du trägst doch keinen Strohhut im Winter.“

„Nein, aber vielleicht möchtest du, daß ich es tue. So daß die Leute sich amüsieren und ich mich erlächte.“

Pause.

Ich: „Was kostet denn ein neuer Hut?“

„Ich hatte mir gedacht, daß ich mir eine Form machen lasse und dann meine alte Feder benutze.“

„Ich will wissen, was es kostet!“

„Das weiß ich nicht.“

„Dann gehe ich mit und kaufe den Hut. Es gibt einfache, geschmackvolle und preiswerte Hüte. Wir wollen so einen kaufen. Wir treffen uns um vier Uhr vor Franks Puhgeschäfft.“

Wir trafen uns. Tief ernst gingen wir hinein.

Das Puhgeschäfft war voll mit Damen, die Hüte ausprobieren, und während sie sie ausprobierten, sprachen sie von Hüten, die sie früher gehabt hatten, von Federn, Pleureusen und Schleifen.

Vor einem Spiegel stand Fräulein Gabriel vom Theater, die ich sehr bewunderte. Sie probierte einen entzückenden Pelzhut mit rotem Samt auf. Ich grüßte, denn ich hatte Fräulein Gabriel bei einem Diner des Theaterdirektors kennen gelernt. Fräulein Gabriele war gleich sehr erfreut und sagte:

„Wie nett! Jetzt können Sie mir ausführen helfen! Steht mir dieser? Finden Sie, daß er zu groß ist? Soll ich das Rote dran lassen oder eine einfache Feder nehmen?“

„Der ist großartig!“ sagte ich. „Einfach wundervoll!“

Man kann sich nichts Geschmackvolleres denken! Der steht Ihnen vorzüglich!“

„Ja, er kostet aber 40 Mark.“

„Das ist kein Preis für so einen Hut.“

Die Verkäuferin warf mir einen freundlichen Blick zu, und in demselben Augenblick fühlte ich ein Kneifen in meinem rechten Arm, ein hartes und energisches Kneifen, und dann hörte ich meine Frau:

„Ich dachte, du bist mitgegangen, um mir einen Hut zu kaufen!“

„Sofort!“ erwiderte ich und wandte mich an die Puhmacherin.

„Können wir einen einfachen, billigen Hut sehen, aber geschmackvoll?“

Wir sahen uns einen einfachen, billigen Hut an. Er war auch sehr geschmackvoll für einen Elefanten oder ein jüngeres Nilpferd, das Sonntags am Nil kottettieren will.

Meine Frau warf ihn auf den Ladentisch.

Wir probierten einen anderen Hut auf.

„Der sieht ja verkehrt herum“, sagte ich.

„Nein, er sitzt richtig“, sagte die Verkäuferin.

„Dann sieht er nicht auf dem richtigen Kopf“, sagte ich.

Dann warfen wir den auch auf den Ladentisch.

Der nächste Hut.

Das war ein sehr hübscher Hut. Sehr einfach, aber schick.

„Das ist der richtige Hut“, sagte ich. „Der steht dir. Den nehmen wir. Was kostet der?“

„120 Mark“, sagte die Verkäuferin.

Ich ging auf die Straße und holte fünfmal Atem, und dann ging ich wieder hinein.

Ein anderer Hut wurde ausprobiert.

„Der ist ausgezeichnet“, sagte ich. „Er paßt zu deinen Augen, deinem Mund, deinem Teint und deinem Haar, aber

nicht zu deiner Nase. Es kommt sehr darauf an, wie ein Hut zur Nase paßt. Eine etwas stülpnasige Dame kann nicht jeden isbeltebigen Hut tragen.

„Stülpnasig??!“ sagte meine Frau, und wir gingen zu einem anderen Hut über.

Wir gingen zu 18 anderen Hüten über. Keiner paßte. Das heißt, es ist möglich, daß alle paßten, aber ich hatte vielleicht die unrichtige Frau für sämtliche 18 Hüte mitgenommen.

Wir setzten uns, um uns auszuruhen, und dann begannen wir von neuem.

Schließlich kauften wir den Hut, den wir zuerst ausprobiert hatten. Und dann gingen wir nach Hause, müde und verdrossen.

Als wir in die Hauptstraße gekommen waren, trafen wir Olga. Olga hatte genau denselben Hut auf wie meine Frau.

„Hast du gesehen, daß die Person denselben Hut auf hatte wie ich?“ sagte meine Frau.

„Er war ziemlich ähnlich“, sagte ich.

„Es war derselbe Hut! Ich kann nicht denselben Hut tragen wie die!“

„Ich kenne viele Herren, die denselben Hut tragen wie ich.“

Acht Stunden Pause.

Am nächsten Tage verkaufte meine Frau den neuen Hut an das Fräulein im Bäderladen für 15 Mark, auf Abzahlung. Und morgen will sie sich einen neuen Hut kaufen.

Ich habe schon mit einem Dienstmann gesprochen, der mitgehen soll. Er bekommt zwei Mark pro Stunde, eine Kiste Zigarren und fünf Mark extra, wenn der Hut billiger ist als 30 Mark.

Später kann seine Frau den Hut bekommen.

Wahrscheinlich schon im nächsten Monat.

Ah, Ihr Frauen!

(Aus dem Schwedischen von A. Esfil Avenstrup).

Pilze.

Von Hans Riebau.

I.

Als Herr Gandelsfinger nach Hause kam, machte er ein fröhliches Gesicht. „Kinder“, sagte er, „morgen gehen wir alle zusammen in den Wald und sammeln Pilze. Pilze sind gesund. Pilze kosten nichts. Pilze machen satt. Und außerdem macht es Spaß.“

„Herrlich!“ jubeln die Kinder.

„Und wohinein wollen wir sammeln?“ fragt Frau Lotte.

„Pilze dürfen nicht gequetscht werden“, sagt Herr Gandelsfinger und schlägt ein nagelneues buntbedrucktes Buch auf. „Ich habe deshalb — außer diesem Buch — vier große Botanisiertrommeln gekauft.“

„Ja, aber —“, murmelt Frau Lotte, „das große Buch und vier große Trommeln, — meinst du wirklich, daß die Pilze, die wir vielleicht finden werden, billig sind?“

„Liebes Kind“, zuckt Herr Gandelsfinger die Achsel, „auch in eine Sparaktion muß zunächst etwas Kapital gesteckt werden. Du sollst sehen, schon morgen, Sonntagabend, ist das Kapital amortisiert.“

II.

Am Sonntagabend war das Kapital amortisiert. Ein gewaltiger Berg von Pilzen häufte sich auf dem Küchentisch. „Jetzt heißt es Auslese halten“, reißt sich Herr Gandelsfinger die Hände und schlägt das dicke neue Buch auf. „Zunächst also: Alle Pilze, die rot sind und weiße Flecken haben, sind giftig.“

Frau Lotte und die Kinder fangen an zu suchen und siehe da: Es ergab sich, daß Herbert und Frihi ihr Hauptaugenmerk auf eben diese herrlichen roten Pilze gerichtet hatten. Hundertvierundfünfzig Stück fallen der ersten Auslese zum Opfer.

„Und nun heißt es“, fährt Herr Gandelsfinger fort, „die echten Pfifferlinge von den falschen zu scheiden. Hier“, und er zeigt mit dem Finger auf eine ganzseitige Abbildung, „der echte, und hier —“ und er blättert um, „der unechte.“ Und dann beginnt der Auslese zweiter Teil.

Zwanzig Minuten später liegt auf dem Küchentisch ein kleines, gelbgraues Häufchen. „Zweieinhalb Pfund, schätze ich“, sagt Frau Lotte.

Herr Gandelsfinger tut, als habe er nichts gehört. „Jetzt nur noch die unsicheren Kantontisten aussondern“, murmelt er, „und dann natürlich auch die Zitronen-Pilze. Sie sind nicht giftig, aber sie sollen schlecht schmecken.“

III.

„In dem Buch steht“, sagt Frau Lotte, „daß die Pilze nach dem Schmoren goldgelb aussehen müssen.“

Herr Gandelsfinger beugt sich über die Pfanne. Ein grau-grünes Etwas, halb Brei, halb Ragout, brodelte mit ein teuflisches Gekrier und verbreitet einen durchdringenden beizenden Duft.

„Nun“, zuckt Herr Gandelsfinger die Achsel, „auch die Zubereitung muß erst gelernt werden. Immerhin — in Betracht unserer noch unvollkommenen Erfahrung — bin ich dafür, die Kinder vorsichtshalber von der Mahlzeit auszuschließen.“

„Selbstverständlich“, atmet Frau Lotte auf.

IV.

„Und nun zu Tisch“, ruft Herr Gandelsfinger.

Die Schüssel dampft, die Teller blitzen.

„Du“, sagt Frau Lotte, und es scheint, als ob ihre Stimme ein wenig zittert, „wir haben beschlossen, den Kindern keine Pilze zu geben. Ich glaube, auch du wirst zögern. Ich werde sie probieren.“

„Ausgeschlossen“, schüttelt Herr Gandelsfinger den Kopf. „Wenn schon eine Gefahr dabei ist“, fährt Frau Lotte fort, „mußt du selbst zugeben, daß der Ernährer der Familie sich ihr am wenigsten aussetzen darf.“

„Aha!“ springt Herr Gandelsfinger auf, „und die Mutter der Kinder soll, meinst du, das Versuchslaninchen spielen. Das gibt es nicht!“ Und Herr Gandelsfinger setzt sich mit einem Ruck auf den Stuhl, ergreift die Schüssel und schümt ihren Inhalt, indes sich ein heroischer Zug um seine Mundwinkel legt, auf seinen Teller.

Langsam steht Frau Lotte auf. Ihre Hände bebend. Frihi und Herbert starren die Eltern an. Ihre Augen fangen an, sich mit Tränen zu füllen.

„Nein“, sagt Frau Lotte, „ich bitte dich, es geht nicht. Ich lasse es nicht zu!“

Und dann reißt sie, so schnell, daß Herr Gandelsfinger es nicht hindern kann, den Teller vom Tisch und wirft ihn aus dem Fenster in den Garten.

Einen Augenblick sind alle wie erstarrt. Dann streckt sich Herr Gandelsfinger langsam mit der Hand über den Kopf. Frau Lotte schluchzt zweimal auf, aber es klingelt, als wäre es ein Lachen. Wenig später geht sie in die Küche und schlägt Eier in eine große Pfanne voll Butterkartoffeln.

Herr Gandelsfinger nutzt die Gelegenheit. „Frihi“, ruft er, „schnell! Bring die Botanisiertrommeln auf den Boden und auch das dicke Buch!“

Welt u. Wissen

Warum das Laub fällt. Wenn man zur Herbstzeit durch die Wälder und die Parks der deutschen Landschaft geht und die ersten Färbungen des Laubes beobachtet, dann denkt man an die Dichter, die vom Herbst als vom Beginn des großen Sterbens in der Natur sprechen. Aber dem ist nicht so. Die Verfärbung des Laubes ist nicht ein Zeichen des Absterbens, sondern ein Zeichen des Lebens. Das Blatt des Baumes speichert in seinen Zellen im Laufe des Sommers große Mengen von Chlorophyll (Blattgrün) auf, das die ernährte wichtige Aufgabe hat, den Atmungsprozeß der Pflanze zu beschleunigen. Bei dieser Tätigkeit findet eine starke Verdunstung von Wasser statt. Im Herbst, wenn der Wassermangel in der Natur eintritt, dann hilft sich die Pflanze dadurch, daß sie die großen Verdunstungsflächen abnimmt, indem im Winter wäre sie nicht in der Lage, in dem gefrorenen Boden soviel Wasser zu finden, um auch ihre Blätter zu wintern zu können. Sie greift daher zu dem einfachsten Mittel, sich ihrer Blätter zu entledigen, aber nicht ohne vorher das so außerordentlich wichtige Blattgrün wieder zurückgenommen zu haben. Im Herbst beginnen die kleinen Chlorophyll-Körperchen in den Stamm des Baumes zurückzuwandern, wo sie überwintern. Das hat zur Folge, daß das Blatt sich verfärbt. Es ist also ein lebenserhaltender Vorgang, der die Pflanze veranlaßt, sich zu färben und schließlich die Blätter abzuwerfen. Nun beginnt nämlich zwischen dem Blattstiel von außen nach innen eine kleine Korkschicht zu wachsen, die die Wunde, die entstehen würde, wenn das Blatt abgerissen würde, verschließt. In dem Augenblick, die Korkscheibe sich vervollständigt hat, hängt das Blatt am Ast. Ein schwacher Luftzug, meist sogar nur die Schwerkraft, genügen, um das Blatt vom Ast zu lösen und den Boden fallen zu lassen. Wenn also im Herbst das Laub so ist das ein Zeichen, daß die Pflanze oder der Baum für den Winter vorbereitet und, indem er sein Laub preisgibt, sein Leben zu erhalten trachtet.